

Beitrag für das Buch von Hans-Werner Kiefer „Hommage an die Zigeuner“ (2010)

Luc Jochimsen

Februar 2009/Februar 1959:

Mein halbes Jahrhundert „mit den Zigeunern“

Als Kind habe ich in Budapest und Wien gelebt.

In den drei Jahren, vorm Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und im ersten Jahr danach.

Da gab es viele Begegnungen mit Zigeunern.

Kesselflicker waren sie und als Scheren- und Messerschleifer kamen sie in die Vorder- und Hinterhöfe der großen Wohnblocks, wo wir Kinder spielten. Sie machten auch Musik und manchmal hatten sie Tanzbären dabei...

Das sind die frühen Erinnerungen. Dann veränderte der Krieg alles. Wir zogen „heim ins Reich“, erst nach Düsseldorf, dann nach Frankfurt am Main. Zigeuner gab es keine an diesen Orten in dieser Zeit. Nach dem Krieg, mit dem Beginn der Freiheit, der Demokratie erfahre ich als zehnjähriges Mädchen von der Verfolgung der Juden, der politischen Gegner des Regimes und auch der Zigeuner. In Frankfurt wurden Dokumentarfilme aus dem KZ gezeigt, es gab Zeitungsartikel, Radiosendungen, auch unsere Lehrer klärten auf. Unsere schreckliche Schuld – mein Vater ist immer wieder darauf zurückgekommen.

Aber dann hatte ich eines Tages ein Erlebnis das alles veränderte. Ich war als junge Rundfunkreporterin dabei, als der letzte große Aussiedlertransport aus Polen in Büchen eintraf. Vielleicht erinnern Sie sich noch? Fast 80000 Deutsche aus den Oder-Neiße-Gebieten reisten zwischen 1956 und 1959 mit Hilfe der „Aktion Familienzusammenführung“ des Deutschen und des Polnischen Roten Kreuzes in die Bundesrepublik. Um am 26. Februar 1959 kam der letzte Sonderzug mit 700 Menschen in der kleinen Bahnstation Büchen an der Zonengrenze an. Es war eine bewegende Szene: Ein Posaunenchor spielte „Nun danket alle Gott!“ Helferinnen des Roten Kreuzes teilten Kaffee und Schokolade aus. Ein Herr aus Bonn richtete Willkommensgrüße aus. Ein anderer sprach von Freiheit. Und ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher beteten. Aber dann passierte etwas Sonderbares, etwas, das in diese Szene überhaupt nicht

hineinzupassen schien: Eine Hundertschaft Bundesgrenzschutz marschierte auf. Die Lokomotive wurde an den Schluss des Zuges versetzt. Die Türen der letzten drei Eisenbahnwagen wurden verschlossen. Und während der katholische Priester sein Gebet über den scheppernden Bahnhofslautsprecher rief, wurden die drei letzten Wagen vom übrigen Zug getrennt und von der Lokomotive aus dem Bahnhof gezogen – in Richtung Zonengrenze.

Und warum? Weil es sich – wie der Kommandant des Bundesgrenzschutzes erklärte“Bei den Insassen der letzten drei Eisenbahnwagen um Zigeuner handelt, die von den polnischen Behörden sozusagen abgeschoben worden sind, und die wir nun unsererseits sozusagen wieder abschieben, da sie keine Einreisegenehmigung für das Gebiet der Bundesrepublik nachweisen können ...

„Sozusagen“, denn diese Einreisegenehmigung hatten die anderen 400 Aussiedler auch nicht. Aber das war auch nicht das Entscheidende. Das Entscheidende war: diese 300 waren Zigeuner. Zigeuner! Die Leute auf dem Bahnsteig verloren ihre schmerzlich gefasste Feierlichkeit und zeigten Entrüstung. Unwillige Unruhe breitete sich unter den Weinenden und Winkenden aus. Und ein älteres Ehepaar, das neben mir stand und bis zu diesem Augenblick noch ganz erfüllt war vom Geist der Brüderlichkeit und Willkommensrührung, wandte sich empört an mich mit lautstarkem Klagen:

Also, das wäre doch eine Unverschämtheit von den Polen! Uns diese Zigeuner auf den Hals zu laden. Die sind natürlich heilfroh, dass sie sie los sind. Und wir sollen jetzt sehen, wie wir mit dem Gesindel fertig werden. Die sollen sie bloß wieder dahinschicken, wo sie hergekommen sind. Wäre ja gar nicht auszudenken, was die alles anstellen würden, wenn man sie plötzlich auf unsere Bevölkerung losließe. Was da wieder alles gestohlen werden würde. Ich weiß doch noch, wie es früher war... Und die Wiedergutmachungsgelder, die die kassieren möchten, weil irgendeiner von ihnen mal im KZ war.

Und diese Stimmen ließen sich nicht einfach abtun, denn sie lieferten den Kommentar für eine ganz und gar unwürdige Szene, die sich vor seinen Augen abspielte. Denn während ich sie reden hörte, die Leute auf dem Bahnsteig, sah ich, wie die Zigeuner aus den Fenstern des fahrenden Zuges sprangen, den Kordon der Uniformierten durchbrachen. Über die Lichtung neben dem Bahndamm rannten; sah ich, wie die Männer in Uniform ihnen nachhetzten, sie einholten und zum Bahndamm zurücktrieben; sah ich eine ratlose Menschenmenge, von

einem doppelten Ring Soldaten umstellt, am Rande des Bahnhofs zusammenrücken, stehen bleiben – und warten, während die leeren Eisenbahnwagen langsam wieder in Richtung DDR zurückrollten.

Und in diesem Augenblick des 26. Februar 1959, 20 Jahre nach den „Erfassungen“ des Dritten Reiches, 15 Jahre nach den Vertreibungen aus dem Osten, 14, 13 und wie viel sonst Jahre nach all den Verschleppungen, Ausweisungen, Repatriierungen, Abschiebungen ... in einem Moment des endgültigen Abschieds von der schlimmen Völkerwanderungszeit nach dem Krieg, erschien diese Szene doppelt schmerzlich und alarmierend. War das ein Rückfall in gerade jetzt überwunden geglaubte Unmenschlichkeit? Oder der Anfang neuer Gefahr? Was eigentlich machten die Zigeuner zu den ewig Ausgestoßenen? Die 300 Zigeuner aus Polen hatten es geschafft. Der Zug fuhr leer zurück. Sie gehörten jetzt zu uns.

Diese Szene in Büchen – war sie ein Hinweis, dass das widerspruchslose Hinnehmen stereotyper Meinungen von einem gewissen Punkt an auch bedeutet, zuzulassen, dass diese stereotypen Meinungen sich verwirklichen in Form von Abschiebungen zum Beispiel, von Diskriminierungen, neuen Verfolgungen? Als ich den Bahnhof verließ, wartete auf dem Vorplatz eine Gruppe Zigeuner aus Hamburg. Sie wollten die Aussiedler aus Polen abholen. Einer von ihnen, ein alter Mann in einem dunklen Anzug, kam auf mich zu und sagte:

Ich habe gesehen, dass Sie protestiert haben dagegen, wie man unsere Leute behandelt hat. Aber wissen Sie, das hier ist nur ein auffälliges Beispiel, weil es gegen so viele geht und die Gewalt offen zeigt. Aber das Schlimme ist, dass man uns immer und überall abschiebt, müssen Sie wissen. Jeden Tag schiebt man uns ab. Arbeit? Hau ab Zigeuner! Wohnung? Bloß weg mit euch Zigeunern! Schule? Wir wollen keine dreckigen Zigeunerkinder!

Und ich sage Ihnen: das ist heute vielleicht schlimmer als zu Zeiten des Kaisers. Ich bin richtig in die Schule gegangen. In Hamburg-Altona. Meine Eltern haben dort gewohnt. In einer richtigen Wohnung. Und gearbeitet als Besenbinder. Wir waren arm, aber wir hatten unseren Erwerb und Unterkunft – und ich habe eine Schulbildung. Heute leben wir in Lagern. Niemand gibt uns richtige Arbeit. Und die Kinder können nicht lesen und schreiben. Man schiebt uns einfach ab. So wie hier. Und es geht, weil niemand es merkt, weil niemand es weiß. Das sollten sie mal mit ansehen! Sie sind doch Reporterin.

Das war fast ein Vorschlag. Ein Plan. Was wusste man denn hierzulande wirklich über die Lebensverhältnisse der Zigeuner? 1959 – 14 Jahre nach Kriegsende, in der Wiederaufbau-Bundesrepublik? Wie sah die „andere Seite“ des stereotypen Meinungsbildes aus, das die Stimmen des Vorurteils beherrscht?

Ich bin diesen Fragen nachgegangen in Form einer soziologischen Untersuchung, die am Beispiel einer Gruppe deutlich machen soll, wie Zigeuner heute leben unter uns...

Das war 1960. In Hildesheim, Niedersachsen.

Ortsbeschreibung:

Der Wohnwagenplatz der Zigeuner liegt am Rande der Stadt.

Wenn man vom Bahnhof die Hauptstraße hinuntergeht bis in den Vorstadtbezirk, kommt man an eine Stelle, wo ein doppelter Bahndamm die Stadt von den Schrebergärten und ersten Feldern trennt – dort liegt ein Behelfsslum, ein Depot grauer Steinbaracken, wo die Ärmsten der Stadt wohnen: Die Kinderreichen, die Arbeitsscheuen, die chronischen Trinker, die ständigen Fürsorgefälle. Und dann noch ein Stück weiter, - wie um das soziale Gefälle des totalen Abstiegs auch räumlich zu markieren – liegt das Wohnwagenlager der Zigeuner. Es ist ein eingezäunter Platz, dessen Tor allerdings offen steht. Ein Ghetto wohl – aber Tag und Nacht geöffnet. In der Mitte steht ein steinernes Waschhaus. Daneben ein umgebauter Möbelwagen, der nun so eine Art Gemeinschaftsraum darstellt: Gottesdienste, Kinderstunden, Erwachsenenabende werden hier abgehalten.

Von dem Diakon, der nebenan im Barackenlager wohnt und dort eine Art Sozialzentrum mit Kindergarten, Wäscherei, Beratungsstunden leitet. Wenn es seine Zeit erlaubt, kommt er zu den Zigeunern herüber, um ein bisschen nach dem Rechten zu schauen. Um den „Kirchwagen“ des Diakons herum gruppieren sich die Wohnwagen. Das heißt: 33 Behausungsformen aller Art: sechs richtige Holzwohnwagen oder Zirkuswagen, fünf Campinganhänger mit modernen Einbauten, acht ausgediente Omnibusse, acht umgebaute Möbelwagen auf Steinen aufgebockt, drei irgendwie zurechtgebastelte Kleintransporter ohne Räder und zwei primitive Hütten aus Omnibuskarosserien und Holzwänden. Und neben diesen „Wohnwagen“ stehen die Autos. 22 Autos. Darunter drei fast neue Limousinen. 12 neue und ältere Mittelklassewagen, ein Kombiwagen und zwei Kleinwagen. Diese Autos sind der große Stolz der Zigeuner.

Sie sind Fluchthelfer aus dem Ghetto und Tarngehäuse im Alltag der anderen. Mit ihnen wird der Übergang vom Außenseiterplatz mitten hinein in die Gesellschaft möglich. Allerdings nur solange, wie man im Auto bleibt. Aber auch das ist schon ein großer Fortschritt.

Und wenn man ihre geputzten, gehätschelten Autos neben den Elendsbehausungen auf dem Wohnwagenplatz stehen sieht, fällt einem unwillkürlich der Anblick der Schwarzenviertel in Amerika ein: wo fast genauso die großen schönen Wagen vor den Slumhütten stehen und einladen zu einer Fahrt in die Gleichberechtigung der Konsumenten. Man wird jederzeit einem Schwarzen einen Cadillac verkaufen, aber ein Haus oder eine Wohnung in einem guten Wohnviertel?

Ähnlich ist es auch mit den Zigeunern: sie fahren in modernen Autos herum mit überprüften Führerscheinen, aber aus dem Wohnwagenplatz kommen sie nicht heraus. Warum? Das zeigt vielleicht am besten die Geschichte dieses Wohnwagenlagers. Eine Geschichte, die man aus Polizeiakten erfahren kann, den Bürgern und den Lagerplatzbewohnern! Der über 70jährige Helmut Franz erzählt:

In dieser Stadt haben immer Zigeuner gelebt. Schon als kleines Kind habe ich sie gesehen. Sie standen im Winter mit ihren Wagen auf dem Schützenplatz. Im Sommer sah man sie meistens nicht in der Stadt, nur wenn Jahrmarkt war. Sonst sah man nur ein paar von ihnen, die in der krummen Straße im Arbeiterviertel lebten – in richtigen Wohnungen. Daran hat sich eigentlich nie etwas geändert... bis... irgendwann mitten im Krieg waren sie dann alle verschwunden.

In den Akten ist zu lesen:

„Im März 1943 werden alle in der Stadt lebenden Zigeuner „erfasst“ und mit unbekanntem Ziel abtransportiert.

Im Herbst 1945 erscheint ein Teil (Vater und Tochter) einer früher hier ansässigen Zigeunerfamilie und kommt um Aufnahme nach. Von Angehörigen der Besatzungsmacht wird den Zigeunern Wohnraum zugewiesen.

Helmut Franz weiter,

Irgendwann, ich weiß gar nicht mehr genau in welchem Jahr, standen dann wieder die Zigeunerwagen auf dem Schützenplatz. Es waren nicht mehr die von früher. Nicht mehr alle. Es waren auch fremde darunter.

Und weiter in den Akten:

Im Januar 1952 werden die Zigeunerwagen vom Schützenplatz entfernt. Gegen eine Standgebühr von DM 5.- wird den Zigeunern ein neuer Platz am Bahndamm zugewiesen. Der Platz wird monatlich von der Polizei kontrolliert.

Februar 1952: Der Lagerplatz befindet sich in einem schmutzigen unsauberen Zustand. Die dort lebenden Zigeuner verrichten ihre Notdurft im umliegenden Gelände. Sechs Familien, die sich weigerten, auf den vorgeschriebenen Lagerplatz zu ziehen, sondern am Rande des Zufahrtweges lagerten, wurden durch die Feuerwehr auf den Lagerplatz befördert.

Februar 1953: Der Zugang zum Lager ist in einem derart schlechten Zustand, dass der Weg unbedingt neu aufgeschüttet werden muss. Der Platz sieht trostlos aus. Ringsum Berge von Unrat und Asche. Die Klosettanlage, bestehend aus zwei Sitzklosetts über einer primitiven Senkgrube, war derart verschmutzt, dass die Anlage nicht mehr benutzt wird.

November 1953: Nach Aussagen verschiedener Bewohner des Lagerplatzes haben verschiedene Zigeuner Kinder Masern bekommen, und drei oder vier Kinder befinden sich bereits im Krankenhaus.

Januar 1954: Die Zahl der 32 Wagen ist für den Lagerplatz unbedingt zu hoch. Die sanitären Verhältnisse sind katastrophal. Die Notdurft wird im Freien, oft unmittelbar neben den Wagen, verrichtet, da eine Abortanlage fehlt. Die einzige Wasserzapfstelle liegt 40 Meter weiter entfernt.

Februar 1954: Mit etwa 25 Beamten der Schutz- und Kriminalpolizei, vier Beamte der Stadt und einigen Arbeitern wurde heute eine Großrazzia gegen das Zigeunerlager unternommen. Eine halbe Stunde vor der Durchsuchung war das Lager mit Spürhunden umstellt. Punkt sieben Uhr wurde das Zigeunerlager angestrahlt und jeder Wagen eingehend untersucht. Jede Person wurde aufgrund des Ausweises registriert. Es wurden insgesamt 156 Personen mit Kindern und 38 Wagen festgestellt.

September 1954: Heute überbrachten vier Polizei- und Verwaltungsbeamte den Wohnwagenbesitzern eine Verfügung.

Da nimmt sich endlich ein Rechtsanwalt der Sache an. Er vertritt einige der Lagerbewohner in Wiedergutmachungsfällen. Fast alle sind KZ-Überlebende und Hinterbliebene ermordeter Eltern, Großeltern, Geschwister.

Am 20.09.1954 erscheinen drei Vertreter der Wohnwagenlagerbewohner in der Stadtverwaltung und reichen eine schriftliche Beschwerde gegen die Räumungsverfügung ein. Auf diese Beschwerde reagiert die Stadt in der Weise, dass die für den 01.10. angesetzte Zwangsräumung nicht erfolgt. Intern wird in einer Sitzung am 08. Oktober festgestellt, dass „die Verfügung aus rechtlichen Gründen nicht haltbar ist.“

Auf dem Wohnwagenplatz selbst ändert sich nichts und erst am 24.07.1956 – also zwei Jahre später! – schreibt die Stadt an die drei Vertreter des Wohnwagenlagers, dass „die angefochtene Verfügung hiermit aufgehoben“ wurde und ihre Beschwerde „somit gegenstandslos“ geworden ist.

Acht Jahre lang bleibt der Dreckhaufen von einem Lagerplatz ohne Strom, ohne sanitäre Einrichtungen mit einer einzigen Wasserstelle unverändert.

Erst im Frühjahr 1960 wird in der Nähe ein anderes Gelände zur Verfügung gestellt. Mit Toilettenanlage, Elektro – und Wasserversorgung und „Einzäunungen, die das Grundstück so einfrieden, dass die Nachbargrundstücke gegen ein Übersteigen durch die Zigeuner gesichert ist.“

In diesem umzäunten Ghetto, dessen Tor allerdings stets unverschlossen blieb, habe ich 1960/1961 versucht, die Lebensverhältnisse und –geschichten von 37 Sinti – und Roma – Familien (183 Personen) zu beschreiben und auch darzustellen, wie wir als Mehrheitsgesellschaft mit dieser Minderheitengruppe umgehen – nach über 550 Jahren Zusammensein in Deutschland, hunderten von Verfolgungen, kontinuierlicher Diskriminierung, dem Genozid-Versuch im Dritten Reich und unserer Nachkriegs-Wiederaufbau-Zeit. Das ist ein Buch für sich. Aber eben nicht nur ein Buch als soziologische Dissertation 1961 mit dem Titel „Zigeuner heute“ geschrieben – sondern als eine Fortsetzungsbeobachtung bis auf den heutigen Tag. Immer neues liegt im Argen, wenn es um unser Verhältnis zu dieser Minderheit geht, die Ausgrenzung nimmt mal schärfere, mal schwächere Formen an, aber sie bleibt. Und deshalb müssen wir alle – Mehrheit wie Minderheit – wachsam bleiben. Schließlich steht das Maß unserer Humanität auf dem Spiel. 2009 wie 1959 – wenn auch unter anderen Vorzeichen.